

Cristina Allemann-Ghionda
Wolf-Dietrich Bukow (Hrsg.)

Orte der Diversität

Formate, Arrangements
und Inszenierungen

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT BERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN



INTERKULTURELLE STUDIEN

Cristina Allemann-Ghionda
Wolf-Dietrich Bukow (Hrsg.)

Orte der Diversität

Interkulturelle Studien

Herausgegeben von

Georg Auernheimer

Wolf-Dietrich Bukow

Christoph Butterwegge

Hans-Joachim Roth

Erol Yildiz

Cristina Allemann-Ghionda
Wolf-Dietrich Bukow (Hrsg.)

Orte der Diversität

Formate, Arrangements
und Inszenierungen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17499-0

Inhalt

Einleitung	7
<i>Cristina Allemann-Ghionda / Wolf-Dietrich Bukow</i>	

I Orte und Formate der Diversität

Orte und Worte der Diversität – gestern und heute	15
<i>Cristina Allemann-Ghionda</i>	

Zur alltäglichen Vielfalt von Vielfalt – postmoderne Arrangements und Inszenierungen	35
<i>Wolf-Dietrich Bukow</i>	

Wie wirkt sich das theoretische Konzept der Diversität auf soziales Handeln aus?	55
<i>Dominic Busch</i>	

Bild und Diversität	73
<i>Gabriele Münnix</i>	

Ethnic Crossroads: Visualizing Urban Narratives	93
<i>Jerome Krase</i>	

II Diversität, Migration und *gender*

Conceptualizing Transnationalism: East-West Migration Patterns in Europe	115
<i>Paolo Ruspini</i>	

Im Spannungsfeld von Differenz und Ungleichheit: <i>Diversity</i> in der Jugendarbeit	129
<i>Susanne Spindler</i>	
Das Kopftuch als Verdichtungssymbol – Zur medialen Inszenierung von <i>gender</i> , Ethnizität und Religiosität in der Migrationsgesellschaft	145
<i>Annette Müller</i>	
Gender and Diversity	161
<i>Kira Kosnick</i>	
 III Institutionelle Inszenierung von Diversität	
Interkulturalität, Gesundheit und Medizin	173
<i>Cristina Allemann-Ghionda / Houda Hallal</i>	
Interkulturelle Kompetenz und Englischunterricht	191
<i>Kerstin Göbel</i>	
Im Fokus: <i>Managing Diversity</i>	209
<i>Jutta Berninghausen / Béatrice Hecht-El Minshawi</i>	
Interkulturalität und Unternehmen	221
<i>Alexander Thomas</i>	
Angaben zu den Autoren	241

Einleitung

Cristina Allemann-Ghionda / Wolf-Dietrich Bukow

Seit den 1960er Jahren hat sich einerseits unter sozialwissenschaftlich informierten Experten – und hier angestoßen durch die qualitativ-konstruktive Rückbesinnung innerhalb der Humanwissenschaften – sowie andererseits innerhalb zivilgesellschaftlicher Bewegungen – und hier angestoßen durch verschiedene Emanzipationsbewegungen innerhalb der fortgeschrittenen Industriegesellschaften – eine neue, nicht an traditionellen Normen und Werten orientierte Sichtweise über *gender*, Ethnizität und Körperlichkeit angebahnt. Sie hat seither unter dem Begriff *diversity* immer breitere Kreise gezogen. Die Debatte erwies sich mit der Zeit als äußerst komplex. Die jeweiligen Diskursstränge wurden weitgehend unabhängig voneinander und fast vollkommen isoliert geführt. Nicht zuletzt deshalb zog sich der Prozess über einen langen Zeitraum hin. Diese getrennte Betrachtungsweise betraf nicht nur die einschlägigen wissenschaftlichen Diskurse und die zivilgesellschaftlichen Debatten, sondern auch die Diskursfelder der einzelnen thematischen Segmente: hier die feministische und *gender*-Debatte, dort die interkulturelle, die anti-rassistische und die Ethnizitätsbewegung bzw. die dazu gehörenden Diskurse, wieder anderswo das Thema der institutionellen Behandlung von Alter und von Behinderung, später – wiederum – ganz anderswo lokalisiert – die Frage der sexuellen Orientierung bzw. Identität. Wenn sich Diskurse berührten und in einen Austausch traten, dann war es eher ein Austausch zwischen Wissenschaft und Zivilgesellschaft im Blick auf jeweils ein spezifisches Themensegment. Theorie und Praxis kamen noch eher segmentspezifisch zusammen, als dass innerhalb der Theorie oder innerhalb der Praxis verwandte Fragestellungen gemeinsam aufgenommen wurden. Erste Ansätze einer weniger fragmentierten Betrachtung (namentlich in den Kombinationen „Rasse und Klasse“; „Ethnizität und *gender*“ usw.) gab es schon in den 1960er Jahren in der nordamerikanischen Schwarzenbewegung. Aber erst seit den 1990er Jahren zeichnet sich ein ausgeprägter Austausch zwischen parallelen Diskursen ab ausgehend von der Idee, dass Minderheiten, die nach verschiedenen Merkmalen und Kriterien definiert werden, den gleichen Mechanismen der Distinktion und oft auch der Diskriminierung unterliegen. Somit lautet nach dieser integrierten Sichtweise die wissenschaftliche und

politische Grundfrage schließlich: „Anerkennung von Differenzen im Rahmen einer gesellschaftlichen Diversität“.

Genau besehen, kamen die Anstöße zu einer über Themensegmente hinausgehende Verknüpfung der kritischen Diskurse in den letzten Jahren nicht ganz zufällig zunächst einmal von der Seite, die einst schon eine hohe Sensibilität dafür gezeigt hatte. Es ist heute wieder die Minderheitenthematik, die dazu den Anstoß gegeben hat. In der Minderheitenforschung ist man auf parallel laufende Trends gestoßen, hier vor allem innerhalb der Geschlechter- und der Ethnizitätsproblematik („doppelte Diskriminierung“). Dort wurde registriert, dass es sich bei den vorgefundenen Differenzdefinitionen um eine diskriminierend gemeinte Reformulierung von Differenzlinien des Alltags handelt, um Differenzlinien, die bis heute weniger einer bloßen binären Strukturierung als vielmehr der Einschreibung von Macht dienen. Wenig später ist man umgekehrt auch von der feministischen Thematik her auf analoge Parallelen gestoßen. Nur ist es hier insofern anders, als hier bemerkt wurde, dass die Machtlinien nicht parallel sondern gegenläufig verlaufen. Hier ist es keine doppelte Diskriminierung, sondern eine weitergereichte Diskriminierung, wie die „Weißen-Forschung“ belegt.

Weniger zu erwarten war aber, dass auch von einer ganz anderen Seite Anstöße gekommen sind. Die Emanzipationsbewegungen des letzten Jahrhunderts haben nämlich, was die *gender*-Thematik betrifft, schon früh in der politischen Öffentlichkeit einen Prozess der Umorientierung ausgelöst. Die Politik hat sich der Thematik angenommen und allmählich in ihrem eigenen institutionellen Bereich und dann auch in dem ihr zugänglichen betrieblichen Rahmen die Geschlechterthematik auf die Tagesordnung gesetzt und damit in diversen Organisationen über die Schiene *gender mainstreaming* deutliche Reaktionen ausgelöst. Anders als oben, wo man zwei Themensegmente (*gender* und Ethnizität) miteinander zu verknüpfen trachtete, wurde hier zunächst einmal Praxis und Theorie, aber eben nur im Blick auf ein Segment, die Geschlechterthematik, zu verbinden versucht.

Heute sind wir an einem Punkt, an dem die Gesamthematik der Diversität in all ihren Facetten und ihrer Vielschichtigkeit sowohl praktisch als auch theoretisch auf einen gemeinsamen Diskurs zielt. Auf den ersten Blick erscheint dies weder theoretisch noch praktisch problematisch. Theoretisch ist es, bedient man sich eines konstruktivistischen Rahmens, durchaus realistisch, weil die verschiedenen Themen innerhalb dieses Rahmens gut verhandelbar und auch differenzierbar sind. Und praktisch, sollte man meinen, geht es um die Überwindung machtimpregnierter Differenzlinien, was ja in einer fortgeschrittenen Moderne ein gemeinsames Anliegen sein sollte. Genauer besehen ist dies aber nicht so einfach, wie schon das lange Nebeneinander der Diskurse und Bewegungen erahnen lässt:

- a. Das gilt ganz offenkundig in praktischer Hinsicht: Praktisch ist dies in jedem Fall brisant, weil die Analysen, die in dem jeweiligen Segment gemacht wurden und werden, für die andere Sparten zu einer Herausforderung werden können. Und was theoretisch plausibel sein mag, dass sowohl *gender* als auch Ethnizität als auch Körper (genauer: deren Wahrnehmung, deren semantische Objektivierung und deren Behandlung in Institutionen) gesellschaftliche Konstruktionen sind, ist zivilgesellschaftlich brisant. Es ist un schwer zu erkennen, dass es so wenig ein "natürliches" soziales Geschlecht (*gender*) wie eine "angeborene" Ethnizität oder einen "normalen" Körper gibt, sondern dass das, was darunter gefasst wird, immer wieder und von Situation zu Situation auszuhandeln ist bzw. als ausgehandelte und machtmprägtierte Konstruktion zur Verfügung gestellt und erwartet wird. In der Alltagspraxis ist also mit einer mehr oder minder entwickelten Anerkennung von Diversität zu rechnen, einer mehr oder weniger und oft nur sektoriell praktizierten Anerkennung von Differenzen und ihrer Konstruiertheit. Es zeichnet sich nämlich heute in Industriebetrieben, in Behörden und in kommunalen Einrichtungen ab, dass es an konturierten Vorstellungen darüber fehlt, was nun eigentlich die konkreten Herausforderungen von Diversität sind. So besteht die Gefahr, dass die aus praktischer Vernunft heraus entstandenen Ansätze eines neuen Umgangs mit Diversität mangels theoretischer Schärfe alsbald wieder versanden oder zu einer reinen Floskel mit Marketingeffekt verblassen. Wenn schon die menschliche Interaktion im Alltag ganz unterschiedliche Akzentuierungen der Differenz zum Ausdruck bringt, also das Bewusstsein für Diversität je nach Sparte ganz unterschiedlich entwickelt ist, dann dürfte innerhalb von Institutionen, die ja, wie das ihnen Max Weber schon vor gut hundert Jahren attestiert hat, sehr träge sind, noch viel evidenter sein. Es erstaunt kaum, wenn gerade Betriebe hier auf ein reduziertes Verständnis von Diversität im Sinne des *gender mainstreaming* drängen und dieses *diversity mainstreaming* nennen, also die Förderung von Frauen mit der Inklusion von Diversität gleichsetzen. Ist dies schlicht der praktischen Vernunft einer ökonomisch denkenden Institution geschuldet, oder ist dies eher affirmativ gemeint, weil es sich in das politische Klima einfügt und ökonomisch vorteilhaft erscheint? Oder ist es einfach so, dass hier Diversität nicht als Handlungsformat, sondern als Produktionsfaktor in Rechnung gestellt wird? Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, dass eine transnationale Organisation wie die Europäische Kommission hier aktiv ist und in einer ersten Phase Antidiskriminierungsrichtlinien formuliert hat, die alle Segmente und Differenzlinien ansprechen und deren diskriminieren-

de Behandlung anprangern bzw. die Mitgliedstaaten dazu animieren, Diskriminierungen gesetzlich entgegenzuwirken. In der EU geht der Trend jedoch dahin, von gesonderten Richtlinien zu allen möglichen Diskriminierungen wie Rassismus, Sexismus, Homophobie, Ausgrenzung von Behinderten u. v. a. m., zu einer integrativen Diversitätspolitik vorzustoßen. Ähnliche Tendenzen sind in der Diversitätspolitik besonders aufgeschlossener Kommunen – vor allem Großstädte – auszumachen.

- b. Eine umfassende Betrachtung von Diversität ist aber auch theoretisch zumal aus sozialwissenschaftlicher Sicht brisant, weil diese Konstruktionen aufgrund ihrer jeweils speziellen Einbettung ungleichzeitig entwickelt und unterschiedlich mit Macht assoziiert werden mögen, sie also fast zwangsläufig interferieren und durchaus auch gegeneinander ausgespielt werden können. Eine kritische Einstellung gegenüber der Geschlechterthematik impliziert noch lange nicht, dass derjenige auch antirassistisch eingestellt ist und umgekehrt. Analog gilt das für mögliche Konsequenzen gegenüber der Körperthematik.

Vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstandes kommt es darauf an, den Diskurs, der bislang immer noch eher Sparten- und Theorie- bzw. praxisspezifisch geführt wurde, stärker als bislang zu verknüpfen, den interdisziplinären Austausch zu organisieren und bereits miteinander verknüpfte Diskursansätze in den Mittelpunkt zu rücken.

Diese Textsammlung geht aus einem Symposium hervor, das unter dem Namen „Orte der Diversität: Gesellschaftliche Formate, institutionelle Arrangements, virtuelle Inszenierungen“ am 23.-24. Oktober 2009 vom *Center for Diversity Studies (cedis)* der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im Schloss Wahn (bei Köln) veranstaltet wurde. Die Ziele der Zusammenkunft, an welcher rund vierzig Personen – Wissenschaftler/innen, Studierende und weitere Interessierte – teilgenommen haben, wurden so beschrieben:

- Es sollte der Versuch einer interdisziplinären und international vergleichenden Klärung des Begriffs Diversität bzw. *diversity* unternommen werden, der seit einigen Jahren von zahlreichen Institutionen und von den Medien geradezu inflationär und vermutlich nicht immer reflektiert gebraucht wird, wird doch so viel Verschiedenes und manchmal Diffuses darunter verstanden.
- Auf der Grundlage von Präsentationen und Diskussionen von bzw. über Ergebnisse empirischer Untersuchungen sollten über das tagtägliche Erleben von Diversität im urbanen und institutionellen Kontext, in Unternehmen so-

wie in den Medien, Erfahrungen und Wissen zusammengetragen werden. Es ging also um das Einkreisen von Orten der Diversität im Blick auf die hier genannten Segmente, um die dabei genutzten gesellschaftlichen Formate und daher auch um darauf abhebende institutionelle Arrangements und virtuelle Inszenierungen innerhalb der Medien, der Bildung und der Öffentlichkeit im Allgemeinen.

- Durch eine Mischung von wissenschaftlichen Präsentationen und Beispielen aus der Praxis sollte der Dialog zwischen Wissenschaft und verschiedenen Praxisfeldern angeregt werden.

Das Ziel dieser Unternehmung war deshalb zunächst einmal ganz strategisch gemeint: Austausch von Überlegungen und Auslösen von Synergieeffekten. Damit sollte die Basis geschaffen werden, um die Entwicklungen, wie sie sich in Betrieben und in Institutionen abzeichnen, theoretisch genauer reflektieren und einschätzen zu können. Dazu sollte eine Übersicht über die historische und aktuelle Entwicklung des Begriffs Diversität den theoretischen Hintergrund bilden.

Was jetzt vorliegt, spiegelt zu einem guten Teil die Debatte des Symposiums wider, geht aber einen Schritt weiter und reagiert auch auf die Diskussionsergebnisse. Darüber hinaus haben sich die Autoren darum bemüht, die Anknüpfungspunkte zur jeweils einschlägigen wissenschaftlichen Diskussion noch deutlicher heraus zu arbeiten. Wer die Beiträge studiert, wird auch bemerken, dass mitunter nur sehr vorsichtig, ja provisorisch argumentiert wird. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass die Komplexität der Diversitätsthematik angesichts der Heterogenität vorliegender Detaildebatten etwa seitens der Wirtschaftswissenschaften oder seitens der Geschlechterforschung abschließende Formulierungen schlicht verhindert.

Die hier versammelten Beiträge knüpfen deshalb sehr akzentuiert an die hier skizzierte Entwicklung und Erweiterung des Begriffs Diversität in den einschlägigen Wissenschaften und in den zivilgesellschaftlichen Diskursen an. Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen sind vertreten. Der Blick reicht über Deutschland und Westeuropa hinaus, zum einen, indem die in der Forschung über Diversität bisher verhältnismäßig wenig beachtete transnationale Migration von Ost- nach Westeuropa beleuchtet wird, zum anderen, indem das urbane Zusammenleben in einem Stadtteil New Yorks und dessen Visualisierung (was zugleich Bewusstmachung und fotografische Darstellung meint) Thema ist. Die Verquickung von Ethnizität, Nationalität, *gender* und soziokultureller Herkunft kommt in mehreren Beiträgen zur Geltung. Die Inszenierung von Diversität in der Welt der Bildmedien (insbesondere in der bildenden Kunst und im Film), in der Politik und Praxis der Unternehmen, in Fremdsprachenunterricht der Institution Schule

und schließlich in einer Institution wie dem Gesundheitswesen (einschließlich der Ausbildung von zukünftigen Ärzten) runden das Bild ab.

Das Buch richtet sich an Wissenschaftler, die aus verschiedenen Disziplinen heraus (Soziologie, Ethnologie, Psychologie, Erziehungswissenschaft, Politikwissenschaft, Philosophie, u. a.) zu diesem Themenkomplex forschen. Handlungstheoretische und praxisorientierte Anregungen sind ebenfalls für Experten von Nutzen, die als Berater, Multiplikatoren, Dozenten und Trainer in Verwaltungen, Behörden, Bildungseinrichtungen, sozialen Diensten, in Unternehmen sowie in den Medien Programme zur reflektierten Berücksichtigung von Diversität entwerfen oder darin praktisch tätig sind. Die Einsichten, die die im Sammelband enthaltenen Beiträge anbieten, scheinen uns, den Herausgebern, umso aktueller, als die Diskussion in der Öffentlichkeit von kontroversen Ansichten über den Stellenwert der Diversität gekennzeichnet und gezeichnet ist. Einige Differenzmerkmale oder – Linien sind dabei virulenter als andere. Die so genannte Integrationsdebatte – ein Dauerbrenner in der deutschen Gesellschaft und in anderen Einwanderungsländern – wird zur Zeit durch aggressive Thesen, die von vielen nicht mehr für möglich gehalten wurden, angefacht. Gleichzeitig stellt sich die europäische Diversitätspolitik im Internet so dar, als wäre die Anerkennung der Vielfalt (der soziokulturellen Hintergründe, der Mehrsprachigkeit, der sexuellen Identitäten, der Religionen, usw.) nunmehr für die Mehrheit der Bevölkerung eine Selbstverständlichkeit und ein kostbares Gut, das um jeden Preis zu verteidigen sei. In Wirklichkeit liegen hinsichtlich der Wahrnehmung und Behandlung von Diversität in der Gesellschaft wie in der Politik mehr als heftig kontrastierende Auffassungen vor. Die in den wissenschaftlichen Diskursen vorherrschende Position, dass Diversität ein „normales“ Phänomen ist, das es ebenso wenig nach irgend welchen erfundenen Standards zu verurteilen (oder gar zu bekämpfen) als naiv zu verherrlichen gelte, ist der rote Faden, der diese Textsammlung zusammenhält.

Abschließend sei allen gedankt, die an der Entstehung dieses Bandes mitgewirkt haben. Ganz besonders sei dem Rektorat der Universität zu Köln gedankt, das durch eine Zuwendung die Produktion dieses Buches ermöglicht hat. Isabella Dauth danken wir sehr herzlich für ihre Mitarbeit als Editionsassistentin.

Köln, im November 2010

Cristina Allemann-Ghionda
und Wolf-Dietrich Bukow

I

Orte und Formate der Diversität

Orte und Worte der Diversität – gestern und heute

Cristina Allemann-Ghionda

“We are deeply diverse in our internal characteristics (such as age, gender, general abilities, particular talents, proneness to illnesses, and so on) as well as in external circumstances (such as ownership of assets, social backgrounds, environmental predicaments, and so on). It is precisely because of such diversity that the insistence on egalitarianism in one field requires the rejection of egalitarianism in another.” (Sen 1995, S. xii)

“Diversity in society is one of the spices of life, as well as providing competitive advantages in international diplomacy and trade. Perhaps most important is that from a social systems perspective, cultural diversity enhances society’s adaptability: Alternatives are present in the social system from which to draw when attempting to meet changing circumstances, due to changes in a society’s ecological, or political context, whether arriving from within or outside a society.” (Segall u.a. 1999, S. 323)

1. Anmerkungen zur historischen Entwicklung der Idee „Inklusion von Diversität“ und der sozialwissenschaftlichen Reflexion darüber

In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, den Begriff “Diversität” zu verorten. Die verhältnismäßig junge, nicht hierarchisierende Sicht der menschlichen Diversität ist in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften wie in der Programmatik vieler Institutionen der vorherrschende, angesagte Diskurs. Wie gesellschaftliche Institutionen idealerweise mit Diversität interagieren sollten, ist gegenwärtig Richtlinien, Internetauftritten sowie Einladungen zu Tagungen und Debatten der supranationalen und insbesondere der europäischen Institutionen zu entnehmen. Heute – ebenso wie gestern – ist die positive Einstellung zu Diversität keineswegs eine auf gesellschaftlichem Konsens beruhende, universell geteilte Position; Gegenbewegungen in Gesellschaft und Politik sind nicht zu übersehen. Der Unterschied zwischen gestern und heute ist, dass Gesetze und vorherrschende wissenschaftliche Diskurse eindeutig die Diversität “zelebrieren” und schützen.

Die vorangestellten Zitate fassen exemplarisch zusammen, wie der Begriff „Diversität“ bzw. *diversity* im gegenwärtig vorherrschenden wissenschaftlichen Diskurs verstanden wird – zumindest in dem Diskurs, der Diversität als normales,

nicht abzulehnendes Phänomen auffasst, beschreibt und analysiert. Der erste Autor, Amartya Sen, ist Philosoph und Nobelpreisträger für Ökonomie. Die vier Autoren des zweiten Zitates, Marshall H. Segall, Pierre R. Dasen, John W. Berry und Ype H. Poortinga, die aus der Anthropologie und der Psychologie kommen, erforschen empirisch das Phänomen der menschlichen Verhaltensweisen in ihren „ökokulturellen Zusammenhängen“ (Segall u.a. 1999, S. 57). Im hier wiedergegebenen Zitat gehen sie weiter in Richtung Normativität und betonen – auf ihre international vergleichenden empirischen Untersuchungen zurückgreifend – die Vorteile der menschlichen Diversität für Diplomatie und Handel, aber auch – noch allgemeiner – für die soziale Adaptabilität. Gemeint ist konkret: Wer sich dessen bewusst ist und im Idealfall in der eigenen Biographie erfahren und durch eigenes Erleben verarbeitet hat, dass es viele unterschiedliche, sozial und geographisch verortete Werte- und Normensysteme gibt, die sich zudem konstant wandeln und teilweise einander beeinflussen und verändern, wird eher in der Lage sein, so die Position von Segall u.a., sich auf neue Anforderungen einzustellen als jemand, der in seinem eigenen, ererbten ökokulturellen Zusammenhang gefangen geblieben ist.

Die von beiden Zitaten suggerierte wohlwollende Selbstverständlichkeit bei der Betrachtung von Diversität als Normalität hat sich parallel in den Wissenschaften (insbesondere in den Sozialwissenschaften, mit der sozialkonstruktivistischen, der linguistischen und der qualitativen Wende einhergehend), in den internationalen Organisationen und in Bürgerbewegungen (insbesondere sei hier an das *Civil Rights Movement* der 1960er und 1970er Jahre in den Vereinigten Staaten erinnert) herausgebildet. Historisch gewachsene Hierarchien und wertende Gegenüberstellungen werden in Frage gestellt. Es wird versucht zu begründen, weshalb Hierarchien, die historisch zu allen möglichen Ausgrenzungen und Diskriminierungen verleitet haben, weder theoretisch noch empirisch zu rechtfertigen sind. Die deskriptive Sichtweise, die zugleich essentialistische Selbstverständlichkeiten in Frage stellt und den Konstruktivismus als erkenntnistheoretische Position zugrundelegt, wird zum paradigmatischen Diskurs. An dieser Reflexion über die Beziehung zum „Anderen“ und zur Diversität beteiligen sich mehrere Disziplinen – von der Philosophie zur Politikwissenschaft, von der Ethnologie bzw. Kulturanthropologie zur Soziologie, von der Psychologie (insbesondere: der *cross-cultural psychology*) zu der Erziehungswissenschaft. Je nach kultureller Tradition und epistemologischer Position der jeweiligen Disziplin wird die Argumentation über die „Einbeziehung des Anderen“ eher theoretisch sein (Habermas 1996), oder es werden Daten empirisch erhoben und analysiert, die die menschliche Diversität und deren Behandlung durch die Menschen selbst fassbarer machen sollen (Todd 1994; Berry u.a. 2006).

Das Thema „Diversität“ ist jedoch nicht aus dem Nichts und plötzlich auf die gesellschaftliche und wissenschaftliche Bühne getreten. Beim Versuch, die Genese der zeitgenössischen Betrachtung des Phänomens Diversität zu verstehen, kann es hilfreich sein, historische Vorboten aufzuspüren. Es versteht sich von selbst, dass in diesem Rahmen nur eine sehr grobe und skizzenhafte sowie einseitige Darstellung möglich ist. Die Perspektive kann nur westlich, ja, vorwiegend europäisch sein, weil es Aufgabe eines monumentalen vergleichenden Forschungsvorhabens wäre, die Geschichte des menschlichen Umgangs mit der Diversität zu schreiben. Daran müssten Forscher aus allen Erdteilen beteiligt sein. Dabei müsste auf mehreren Ebenen geforscht werden. Die erste Ebene wäre der empirisch erfasste oder historisch zu rekonstruierende Umgang mit Diversität in verschiedenen Gesellschaften. Hierbei wäre wiederum zu unterscheiden zwischen der Makroebene (Welt; Gesellschaften), der Meso-Ebene (institutionelle Systeme, z. B. Bildungssysteme oder Kommunen oder Krankenhäuser und ihre Politik gegenüber der Diversität bzw. deren Umsetzung), und der Mikroebene (Interaktion zwischen Individuen und nicht institutionellen Gruppen). Eine weitere, übergeordnete Ebene (Metaebene) wäre der Diskurs und das Selbstverständnis der Wissenschaften über den Umgang und die Thematisierung der Diversität im historischen Wandel. Je nach geografischer, historischer, religiöser, nationaler und soziokultureller Perspektive würden mit hoher Wahrscheinlichkeit unterschiedliche Bilder und Interpretationen entstehen. Die Methoden des wissenschaftlichen Vergleichs müssten rigoros und koordiniert zur Anwendung kommen. Es müsste dabei offengelegt werden, ob jeweils eine *emic* oder eine *etic* Perspektive eingenommen wird. Der idio-graphisch orientierte Blick von innen (*emic*) wird ein anderer als der nomothetisch orientierte Blick von außen (*etic*) sein (vgl. Segall u.a. 1999, S. 39-41). Forscher aus nicht westlichen Ländern und Kulturen, die sich auf andere Wissenschaftstraditionen berufen als die im Westen vertretenen, haben möglicherweise andere erkenntnistheoretische Interessen und Positionen, die im westlichen (oder enger fokussiert: im westeuropäischen) wissenschaftlichen Austausch noch wenig bekannt sind (Scheidgen u.a. 2005).

Mit dem Vorbehalt, dass eine historische Rekonstruktion notgedrungen nur ethnozentrisch und partiell sein kann, sei im Folgenden auf einige Segmente hingewiesen, die eine zur heutigen Diskussion führende Linie erkennen lassen. Zur historischen Entwicklung des Diskurses über Differenz und Diversität unter besonderer Berücksichtigung der ersten Begegnung zwischen Europa und Amerika ab 1492, aber vor allem ab 1519-1521, als Cortez und seine Männer zum ersten Mal den Azteken begegneten (Todorov 1982), hat der bulgarisch-französische Sozialwissenschaftler und Historiker Tzvetan Todorov herausragende Forschungs-

beiträge geleistet. Aufgrund der Analyse schriftlicher und bildlicher Zeugnisse – vor allem die zwischen 1547 und 1585 verfasste, zweisprachige Chronik des Franziskaners Bernardino de Sahagún, die als *Codex Florentinus* bekannt ist (Sahagún 1956)¹ – interpretiert Todorov die physische Auseinandersetzung und verbale wie non-verbale Kommunikation zwischen den europäischen „Entdeckern“ der Ureinwohner Amerikas im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts. Diese Begegnung habe (parallel zum Konflikt, denn es war eine politische und militärische Konfrontation) erstmals auf beiden Seiten Berichte und Reflexionen über die Eigenheiten und Verschiedenheiten der beiden Kulturen – der spanischen, christlichen einerseits, der aztekischen, nicht christlichen andererseits – generiert. Selbst wenn die Perspektive des Franziskaners Sahagún insofern ethnozentrisch war, als die eigene Kultur und vor allem die eigene Religion maßgebend waren und blieben, hat die akribische Beschreibung eine Beschäftigung mit dem Anderen und eine Reflektion darüber initiiert, die in gewisser Weise relativistisch ist und die Frage nach der *Art der Auseinandersetzung* mit dem Anderen aufwirft. Zumindest wird die Ebene der Negierung der „anderen“ Kultur als menschliche Kultur verlassen, nachdem nach der allerersten Begegnung die weißhäutigen, hoch zu Ross daherkommenden Spanier zunächst als Götter, und die eher rot- oder dunkelhäutigen Azteken mit ihrer seltsamen Sprache und Bekleidung zunächst als Tiere – oder jedenfalls als minder entwickelte Menschen (womöglich ohne Seele) – wahrgenommen worden waren. In Sahagúns Chronik werden die religiösen Bräuche der Azteken in ihren unvorstellbaren Grausamkeiten beschrieben. Dem Chronisten wird nicht verborgen geblieben sein, dass die Inquisitoren im Namen der Religion nicht gerade zimperliche Methoden gebrauchten, weshalb man sich unter anderem fragt, was mit den ausgedehnten Beschreibungen der blutrünstigen Riten der Azteken bezweckt wurde. Offensichtlich ist das Bestreben, deren Gesellschaft und die zugrunde liegenden Werte sowie die davon abgeleiteten Normen und Verhaltensweisen zu verstehen. Sahagúns Chronik enthält auch zahlreiche Aspekte des aztekischen Lebens – nicht nur die Zeremonien, sondern auch alltägliche Bräuche wie zum Beispiel die Methoden der Kindererziehung und die Organisation höherer Schulen für den Adel (Leonard 1971, S. 142f.). Oberstes Ziel der umfassenden ethnografischen Aufzeichnungen war die Christianisierung der Azteken; um dieses Ziel zu erreichen, war es nötig, so viel Wissen wie möglich über sie zu erwerben und effektiv mit ihnen zu kommunizieren. Zu Sahagúns Lebenswerk gehört auch die Gründung des *Colegio Imperial de Santa Cruz de Tlatelolco* (1536), ei-

1 Mit Hilfe einheimischer Adliger, Gelehrter und Ältester hat Sahagún das gesprochene *Nahuatl* (die lokale Sprache der Azteken) in lateinischen Buchstaben transkribieren und das Beschriebene mit eigens angefertigten Zeichnungen illustrieren lassen.

ner höheren Lehranstalt, an welcher aztekische junge Männer (vornehmlich Adlige, aber nicht nur) zu Priestern ausgebildet wurden. Die Dozenten waren nicht nur Europäer, sondern es befanden sich auch Azteken darunter. Der Lehrstoff (in spanischer, lateinischer und lokaler Sprache erteilt) beinhaltete nicht nur die damals üblichen Inhalte, sondern auch aztekische Kulturkunde. Dass das Ziel seiner Tätigkeiten Missionierung war, ändert nichts an seinen wissenschaftlichen Verdiensten. Dank Sahagúns Aufzeichnungen wurde Wissen zu Tage gefördert, das sonst weitgehend verborgen geblieben und verloren gegangen wäre. Er gilt als der Begründer der modernen Kulturanthropologie und der amerikanischen Studien.

Die Erschließung Amerikas und der anderen Erdteile durch Europäer, die Kolonisierung und die Einrichtung der Sklaverei haben im wissenschaftlichen Diskurs und in der Politik, in Europa und dann auch in Amerika und anderen englischsprachigen Weltregionen das Thema der Auseinandersetzung mit dem Anderen – mit der Alterität – unausweichlich erscheinen lassen. Die historisch-philosophische Entwicklung des Diskurses über Diversität in der französischen Philosophie, Historiographie und Politik wird von Todorov in einem weiteren Buch nachgezeichnet. Darin rekonstruiert er die Argumentationsfiguren, die auf der Suche nach einer Position zwischen den beiden Polen Universalismus und Relativismus nach und nach entfaltet wurden. Die explizit westliche und reflektiert universalistische Perspektive des Autors fasst er selbst im Begriff des „*humanisme bien tempéré*“ zusammen (Todorov 1989, S. 505).

Die gelehrte Thematisierung menschlicher Diversität und rasonierende Aussagen zur hierarchisierenden und ethnozentrischen Bewertung von einzelnen Menschen und Gruppen aufgrund von Sitten und Verhaltensweisen, die vom Gewohnten abweichen und Differenz signalisieren, finden sich vielleicht erstmals und in Ansätzen beim Zeitgenossen des Mönchen Sahagún, Michel de Montaigne (1533-1592), insbesondere im ersten Buch seiner *Essais* (1580 bis 1588) unter der Überschrift „*Über die Gewohnheit und dass ein in Brauch stehendes Gesetz nicht leichterdings geändert werden sollte*“ (Montaigne 1956, S. 158ff.). Darin kommentiert Montaigne Beispiele von Verhaltensweisen, die zwar aus der Sicht der damaligen Sitten seiner sozialen Gruppe (des französischen Adels) absonderlich erscheinen mögen, aber durch Vernunft gestützt und begründet werden können. Mehrere Linien der Differenz, wie wir heute sagen, sind in seinen Ausführungen vertreten: Klasse, Ethnie, Gender, sexuelle Orientierung.²

2 Jedoch damals noch nicht *ability* im Sinne einer angenommenen physischen und psychischen Normalität; Körperlichkeit (Alter, Behinderung, Änderung der sexuellen Identität) und das Postulat, niemanden aufgrund physischer oder psychischer Merkmale zu diskriminieren, scheinen erst im späten zwanzigsten Jahrhundert in das Bewusstsein der wissenschaftlich Schreibenden zu rücken.

Montesquieu (1689-1755) führt in seinem Briefroman *Lettres Persanes* (1721 zunächst anonym veröffentlicht) den Diskurs der Normalität von subjektiv fremd erscheinenden Sitten weiter (Montesquieu 1721/1973). Der Protagonist, der persische Herr Usbek, reist in Begleitung seines Freundes Rica quer durch Europa bis nach Paris. In seinen Briefen an Freunde, denen er in den bereisten Ländern begegnet ist, beschreibt er das, was er sieht und erlebt, auf eine gespielt naive Art – so, wie ein Einwohner einer entfernten Zivilisation den Westen beschreiben könnte oder wie ein Einwohner eines westlichen Landes ein für ihn exotisches Land beschreiben würde. Im Fokus sind besonders, aber nicht nur, Sitten, Lebensbedingungen und Alltag der französischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Aus früheren Jahrhunderten sind Berichte über „fremde“ Sitten und gesellschaftliche Institutionen nicht unbekannt; man denke an Marco Polos *Il Milione* (Moule/Pelliot 1938) sowie an viele zusammenhängende Berichte oder episodische Beobachtungen bei Autoren der griechischen und der römischen Antike, an Zeugnissen von arabischen Autoren und v. a. m. (ausführlicher in Allemann-Ghionda 2004, S. 18ff.). Allerdings ist die erkenntnistheoretische Haltung, die bei Montaigne und bei Montesquieu zum Vorschein kommt, qualitativ anders als bei früheren Autoren. Szientismus und Aufklärung prägen die nüchterne, rationale, explizit vergleichende Betrachtung nicht vertrauter Sitten. Der „fremde Blick“, den hier Montesquieu als einer der Ersten beredt literarisch inszeniert und zugleich kommentiert, trägt zu jenem Kulturrelativismus bei, der in der Folge von weiteren Autoren des achtzehnten Jahrhunderts verkörpert und *ad absurdum* geführt werden sollte. Der Roman *Lettres Persanes* vereint in der Hauptfigur Usbek die Widersprüche der Auseinandersetzung mit Diversität. Usbek, zwischen seinen modernistischen Ideen und seinem islamischen Glauben zerrissen, wird durch die Revolte der Frauen seines Harems und die Selbsttötung seiner Favoritin Roxana hart bestraft.

Voltaire hat in verschiedenen Werken das Thema des Kulturrelativismus bearbeitet. In *Zadig* (Voltaire 1747) kritisiert er seine eigene und die dargestellte Gesellschaft. Im *Traité sur la tolérance* (Voltaire 1763) stellt der Philosoph den religiösen Fundamentalismus (insbesondere der Jesuiten, bei denen er übrigens groß geworden war) an den Pranger. In mehreren Werken verarbeitet der Deist Voltaire, der den Islam hochschätzte, Einflüsse nicht westlicher (aber auch westlicher) Kulturen, von der griechisch-römischen Antike zum Orient. Auf verschiedene Arten wird in Voltaires Werk der *emic-etic* Perspektivwechsel literarisch dargestellt und reflektiert.

Jean-Jacques Rousseau erörtert in seiner Abhandlung *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* die Frage des Ursprungs der Ungleichheit ausgehend vom Gedanken, dass Macht- und Statusunterschiede nicht von Natur aus vorkommen (Rousseau 1755/2008). Seine These, dass Ungleichheit

von Menschen gemacht sei, war zu seiner Zeit gedanklicher Sprengstoff und seine Antwort ist bis heute in der Diversitätsdiskussion leitend – nämlich die Lesart der Ungleichheit als soziale Konstruktion. Was damals – kurz vor der Französischen Revolution – vom Establishment als soziales und politisches Sakrileg rezipiert wurde (das Dogma der „natürlichen“ hierarchischen Anordnung der gesellschaftlichen Stände wurde dekonstruiert, was automatisch zur Demontage von Autorität führen musste) wird heute im dominierenden wissenschaftlichen Diskurs als Selbstverständlichkeit gehandelt.

Seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (Verfassung von 1787) und der Französischen Revolution (Verfassung von 1792) ist das Thema der Gleichheit und der Gleichstellung von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion sowie beiderlei Geschlechter zum institutionellen Bestandteil der politischen Rhetorik geworden. Condorcets Programm einer nationalen Erziehung stützt sich auf die damals revolutionäre Idee, dass alle – Jungen und Mädchen jeglicher Herkunft – ein Recht auf Bildung haben und dass der Staat dieses Recht zu garantieren hat (Condorcet 1792). Die Matrix solcher politischer Erklärungen im Sinne der Enthierarchisierung der menschlichen Diversität, wie sie schon zuvor (bei Montaigne, Montesquieu u.a.) in Ansätzen zum Ausdruck kam, wurde nachhaltig vom Gedankengut der Aufklärung und insbesondere von den Postulaten der Gleichheit und der Anerkennung, der sozialen Gerechtigkeit sowie von der zugrunde liegenden Idee der Menschenrechte inspiriert. Dass die politische und gesellschaftliche Praxis immer und überall den Prinzipien hinterherhinkt, sei an dieser Stelle zunächst ausgeklammert – ebenso wie die Tatsache, dass im politischen Diskurs seither immer wieder Positionen auftauchen und mitunter die Oberhand gewinnen, die „natürliche“ Ungleichheit glaubhaft machen wollen.

Die Definition und Behandlung der im Sinne Amartya Sens breit aufgefassten, (a) angeborenen, dann individuell erworbenen, und (b) sozial wie institutionell konstruierten Differenzen ist jedoch nicht nur ein konzeptuelles, theoretisches und semantisches, also ein abstraktes, allenfalls in der Rhetorik der Politik angesiedeltes Thema. Vielmehr ist damit die Frage verknüpft, an welcher Theorie sich Institutionen explizit oder implizit orientieren, wenn sie Strategien des „Umgangs“ mit Diversität entwickeln. Wie Sen es auf den Punkt bringt: Aus heutiger Sicht kann es nicht nur um eine Polarisierung zwischen *egalitarianism* (sinngemäß: Ideologie und Praxis der Gleichbehandlung) auf der ganzen Linie und Ablehnung von Gleichbehandlung, also Sonderbehandlung gehen. Vielmehr wird in manchen Fällen und unter gewissen Bedingungen Gleichbehandlung dem Postulat der Gerechtigkeit und der Menschenrechte dienen; in anderen Fällen aber wird Sonderbehandlung die bessere Lösung sein, weil dadurch besonderen Bedürfnissen

und Rechten Rechnung getragen werden kann. Bei der Entscheidung, wann und wo und in welchem Ausmaß besonderen Bedürfnissen und Rechten entsprochen werden sollte, stellt sich – unter Umständen – das Dilemma der Vereinbarkeit mit der in einem bestimmten Land geltenden Ordnung sowie mit den Menschenrechten. Niemand wird ernsthaft in Frage stellen wollen, dass Personen mit einer körperlichen Behinderung (zum Beispiel Blindheit oder Bewegungseinschränkung) eine besondere Behandlung – zum Beispiel in Bildungsinstitutionen – erfahren sollten. Viel schwieriger wird es, wenn es um konkurrierende religiöse Ansprüche oder um Gleichstellungsfragen (Frau und Mann) geht, die in verschiedenen Kulturen, Ländern und Religionen möglicherweise unterschiedlich gesehen werden, weil die aufklärerischen Postulate der Menschenrechte und der daraus abzuleitenden Gleichbehandlung und Gleichstellung nicht universell anerkannt werden.

Der nordamerikanische und der französische Diskurs über Anerkennung, Respekt und Gleichheit von Differenz(en), wie sie in den beiden Verfassungen ihren ersten Niederschlag gefunden haben, weisen Gemeinsamkeiten sowohl in der politischen Rhetorik als auch in philosophischen und anderen wissenschaftlichen Diskursen auf. Die Tatsache, dass die beiden Verfassungen verwandt sind – die französische ist ideell und chronologisch eine Tochter der nordamerikanischen – erklärt die Gemeinsamkeiten: Respekt, Gleichheit, Anerkennung der Differenz bei gleichzeitiger Betonung der nationalen Einheit. Allerdings unterscheiden sich die darauf aufbauenden Diskurse der französischen und der angloamerikanischen Tradition (die in sich nicht homogen sind) in einem fundamentalen Punkt. Die nordamerikanischen Verfassungen (USA, Kanada) anerkennen nicht nur die Rechte der Individuen, sondern auch die Rechte der Gruppen – der *communities*, insbesondere der Minderheiten. Dabei sind Letztere nicht nur als ethnische und kulturelle Gruppen zu verstehen, sondern sie werden auch entlang der oben genannten Differenzlinien als *communities* bezeichnet. Dagegen anerkennt die französische Verfassung ausschließlich die Rechte der einzelnen Bürger (*citoyens*). Diese beiden Modelle stellen diametral entgegengesetzte Pole und Ansätze der Behandlung von Diversität dar: einerseits Kommunitarismus / Partikularismus / Differentialismus (also Sonderbehandlung für Gruppen), andererseits Universalismus (also Gleichbehandlung ohne Rücksicht auf Unterschiede) in verschiedenen Spielarten und Graden der Radikalität. Alle Nationen und ihre Institutionen übernehmen in Bezug auf die Behandlung von ethnischen und kulturellen Gruppen in der einen oder anderen Weise das eine oder andere Modell oder Zwischenstufen davon, wie etwa die historisch, soziologisch und demographisch vergleichende Analyse von (Todd 1994) ausführlich belegt und dabei eine systematische Typologisierung vorschlägt. Als Ergebnis entstehen Strategien, die eher integrativ oder eher separie-

rend bzw. eher inklusiv oder exklusiv sind, eher die Differenz betonen, oder eher die Differenz minimieren, sich eher an der kommunitaristischen bzw. partikularistischen oder eher an der universalistischen Sichtweise orientieren. Institutionen, die aufgrund ethnischer und sozioökonomischer Zuschreibungen separieren, üben nach Ansicht von Gomolla und Radtke, die die Schule unter die Lupe genommen haben, institutionelle Diskriminierung aus (Gomolla/Radtke 2002). Durch den internationalen Vergleich kann gut gezeigt werden, an welchem der beiden Muster – Integration bzw. Inklusion oder Separation bzw. Segregation – sich Bildungssysteme orientieren, wenn sie Strategien der Behandlung von Diversität entwickeln (Allemann-Ghionda 2002; Gomolla 2005). Der Vergleich zwischen der institutionellen Behandlung religiöser Diversität in Frankreich und England zeigt, dass weder die universalistische (Frankreich) noch die kommunitaristische (England) Lösung ganz dem Ideal der Gerechtigkeit gerecht werden können (Griffin 2006). Das Risiko der Benachteiligung und der Segregation bleibt.

Die Politik einer Institution ist nie lediglich dem eigenen System inhärent und gänzlich autonom, sondern Strategien verändern sich abhängig von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen auf der Makroebene, wie am Beispiel der Bildungssysteme gezeigt werden kann (Watson 1998). Der Druck der Globalisierung und der supranationalen Organisationen wirkt sich auf die Thematisierung von Diversität in der Bildungspolitik aus. Gegenwärtig lassen sich zwei gegensätzliche, sich gegenseitig aufhebende Tendenzen ausmachen: die Rhetorik des Zelebrierens von Diversität und die Realpolitik und Praxis der Ablehnung von Diversität zugunsten eines Neo-Assimilationismus, der von fundamentalistischen gesellschaftlichen Bewegungen verschiedener Orientierung genährt wird. *Mutatis mutandis* lassen sich analoge Entwicklungen in anderen Institutionen rekonstruieren. Wertschätzung von Diversität ist der leitende Gedanke der Rhetorik vieler Institutionen, doch die Umsetzung dieser Idee stößt auf Widerstände (vgl. Kap. 3 in diesem Beitrag).

2. Zu den aktuellen Diskursen

2.1 *Das Paradigma der Diversität als soziales Konstrukt*

Fortsetzungen und Weiterentwicklungen der bahnbrechenden, aufklärerischen Infragestellungen des europäischen kulturellen und religiösen Ethnozentrismus sowie der gesellschaftlichen Ordnungsprinzipien des *Ancien Régime* finden sich dann in Schriften von Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts wieder, von denen hier für die Reflexion über kulturelle, ethnische und religiöse Differenz und Viel-

fält sowie über ihre Thematisierung und Behandlung exemplarisch der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss (1983), die Philosophen Emmanuel Lévinas (1995) (Litauen und Frankreich), Charles Taylor (1993) (Kanada) und Amy Gutmann (1995) (Vereinigte Staaten) oder der Philosoph und Nobelpreisträger für Ökonomie Amartya Sen (1995) (Indien, Vereinigtes Königreich, USA), sowie Jürgen Habermas (1996) (Deutschland) genannt werden können. Aus ethnologisch-soziologischer Sicht haben Pierre Bourdieus umfangreiche empirische Untersuchungen und theoretische Schriften zur sozialen Distinktion und zum kulturellen und sozialen Kapital (Bourdieu 1979, 1992) maßgeblich dazu beigetragen, die Unterscheidungs- und Exklusionsmechanismen, durch welche Differenz hergestellt und zur Abgrenzung und Statussicherung genutzt wird – bzw. den weniger Privilegierten zum Nachteil gereicht –, zu dokumentieren und zu analysieren.

In der Erziehungswissenschaft generierte das Interesse an kultureller Differenz in den angloamerikanischen Ländern bereits in den 1930er Jahren reformerische Programme, denen die Konzeption der *intercultural education* als integrale Dimension einer demokratischen Erziehung zugrunde lag (McGee Banks 2011). Aber erst das *Civil Rights Movement* verlieh dem Ansatz *multicultural education* den sozialen und politischen Nährboden, so dass in den 1970er Jahren diese pädagogische Idee weltweit Anhänger fand. In Europa war das Gegenstück davon die interkulturelle Erziehung (*intercultural education*). Der nordamerikanische Diskurs hat sich vom ethnizistisch gefärbten Multikulturalismus der 1970er Jahre zu einer komplexeren Diskussion hin bewegt, wobei *diversity* der leitende Begriff ist (Banks 2004). In Europa – vor allem in Westeuropa, da Osteuropa in dieser Hinsicht erst nach der Wende begonnen hat, in Erscheinung zu treten – (Bleszynska 2011) kann eine ähnliche Entwicklung nachgezeichnet werden. Während die interkulturelle Erziehung der ersten Stunde sich mit der Frage abmühte, was kulturelle Differenz eigentlich sei, wie weit der Kulturrelativismus gehen könne bzw. dürfe und was dies alles bildungspolitisch, pädagogisch und didaktisch bedeute, wurde allmählich die Perspektive in Richtung einer Pädagogik der Vielfalt oder Diversität (nicht nur ethnokulturell verstanden) erweitert (Porcher/Abdallah-Preteceille 1998; Allemann-Ghionda 2009).

Seit dem letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts kann beobachtet werden, dass der ursprüngliche Fokus auf kulturelle Vielfalt und Differenz bzw. Gleichheit unter dem Aspekt der Anerkennung und der gerechten Verteilung von Macht allmählich erweitert wurde. Ehemals getrennte und parallele Betrachtungsweisen – hier der Diskurs über soziale Klassen, Schichten und Milieus, dort die Genderdebatte, wieder anderswo ethnische und kulturelle Unterschiede (die wiederum den Multikulturalismus als Ideologie und Politik sowie die interkulturelle Pädagogik